

Wie weit ist es bis Ephesus?

Die sogenannten Fernstehenden. Eine Herausforderung

Der Gottesdienstbesuch läßt schon seit Jahren manches zu wünschen übrig. Die Tendenz ist unbestreitbar rückläufig. Viele Katholiken betrachten sie mit Sorge, zumal man eine wachsende Gleichgültigkeit gegenüber der Kirche überhaupt feststellen muß. Man hört von Kindern, die so gut wie nichts über Gott und Jesus Christus erfahren oder kaum mehr etwas Frohmachendes mit dem verbinden, was beten heißt. Die Zahl der sogenannten Fernstehenden nimmt weiter zu; manche finden diese Bezeichnung noch zu harmlos und sprechen lieber von den „Kirchenfremden“¹. Sind die Phänomene eindeutig? Was könnte, was sollte ich tun? Wie soll es weitergehen?

Die Antworten, die auf diese Herausforderung gegeben werden, hängen u. a. von den spirituellen Prioritäten ab, die man jeweils gepflegt hat. Manche möchten vermutlich am liebsten mit dem Bußruf Jesu beginnen und zunächst einmal von den Fernstehenden radikale Umkehr verlangen. „Liebt die Welt nicht und was in der Welt ist!“ (1 Joh 2, 15), auch diese Schriftstelle eignet sich vorzüglich, um darüber zu klagen, daß allzu viele sich von zersetzenden Ideologen indoktrinieren lassen. Der eine oder andere erinnert sich bald schon an jene Szenen des Evangeliums, die von einem Zusammenprall Jesu mit seinen Zeitgenossen berichten. „Sie nahmen Anstoß an ihm.“ (Mk 6, 3) Ähnlich wie damals sei auch die Entfremdung zwischen Kirche und Gesellschaft nicht in erster Linie eine Schuld der Kirche, sondern der Menschen, die nicht glauben wollen. Man solle einfach den Anspruch Christi verkündigen, „sei es gelegen oder ungelegen“ (2 Tim 4, 2) und dürfe ebensowenig das Schriftwort vergessen: „Wundert euch nicht, Brüder, wenn euch die Welt haßt.“ (1 Joh 3, 13)

Die genannten Gesichtspunkte sind ohne Zweifel von Bedeutung. Sie jedoch allein und ausschließlich zu verkündigen, ist unfruchtbare und würde die Frohbotschaft auf die Dauer in Moralismus auflösen. Man predigt vor allem „Mut zum Anderssein“ und reduziert die Christlichkeit von Gemeinschaften auf bloß ethische Imperative, „daß in ihnen die Ehe nicht geschieden wird, daß nicht abgetrieben wird, daß man nicht ohne Trauung zusammenlebt, daß man nicht der Drogensucht verfällt usw.“. Man klagt über die Massenmedien, die die konkrete Kirche meist nur verzerrt darstellen, und fordert eine größere Bereitschaft zur Auseinandersetzung. Das alles ist keineswegs falsch, aber es führt nicht weiter, falls man einseitig dabei stehen bleibt. Im Grunde kreist man wie eine Geschäftsfirma um sich selber und zählt Mitgliederzahlen. Man sieht zwar keine Veranlassung, in eine Katastrophenstimmung zu fallen, hält es aber dennoch für notwendig, sich gleichsam selber Mut und Trost zuzusprechen. Eine verständnisvolle Einladung, die tatsächlich Fernstehende erreicht, kommt auf diese Weise wohl kaum zu Stande.

¹ Vgl. Josef Kardinal Höffner, *Pastoral der Kirchenfremden*. Eröffnungsreferat bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 1979 in Fulda.

Ich meine, daß die Aspekte, die der Bischof von Limburg kürzlich ins Bewußtsein hob, nicht fehlen dürften. Es sind vor allem folgende²:

1. Das Gleichnis von der zuvorkommenden Güte des Vaters zu seinen beiden Söhnen (Lk 15, 11–32). Es wird „das Evangelium im Evangelium“ genannt, weil es den Kern der Propheten Botschaft in einer zusammenhängenden Geschichte erzählt. „Nicht die vorgefundene Situation, nicht die äußere Nähe oder Ferne ist entscheidend, sondern die innere und lebensmäßige Umkehr: das Eingehen auf die den Menschen zuvor- und entgegenkommende Bewegung des Heilwillens Gottes.“ (70)

2. Gleich zweimal zitiert der Bischof einen Text aus dem Epheserbrief, auf den der Titel dieses Artikels anspielt (vgl. S. 11 und 88): „Christus kam und verkündete den Frieden: euch den Fernen, und uns den Nahen. Durch ihn haben wir beide in dem einen Geist Zugang zum Vater.“ (Eph 2, 17f.) Dabei geht es nicht etwa darum, „die Zugehörigkeit zur Kirche billig zu machen“ (92), sondern um die Feststellung, daß die übliche Unterscheidung zwischen Praktizierenden und Fernstehenden sehr unscharf ist (89). Daher ist ein vorschnelles Urteilen bzw. Verurteilen oder ein vorschnelles Aufgeben und Resignieren fehl am Platz. Wir müssen wieder ernstnehmen, daß Christus für alle Menschen den „Zaun“ abgerissen hat, einen „Zaun“, der auch in der Ablehnung Gottes und in der Feindschaft gegen Gott bestand, wie der Apostel sagt. (Eph 2, 14) Nur ein solcher Glaube „macht die Kirche, macht uns frei für ihren, für unseren Auftrag. Frei für die Sorgen der anderen, der Ablehnenden, der Fernen, für die Christus mit gestorben ist und die wir endlich so vermissen sollten, daß es uns von den Stühlen treibt“.³

3. Seltenheitswert hat schließlich die Erwähnung jener Evangeliumsszene, wo Jesus die „konfessionelle Enge“ seines Jüngers Johannes mit den Worten zurückweist: „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns.“ (vgl. Mk 9, 38–40) Es tut gut, aus dem Munde eines Bischofs zu hören: „Wenn Jesus eine solche Offenheit gezeigt hat, um wieviel mehr haben die christlichen Gemeinden allen Grund, sich ähnlich zu verhalten“ (85), statt sich unversehens in den Mittelpunkt zu rücken und Gruppen, die sich nicht in ihrem Rahmen bewegen, abzulehnen.

Freilich kann und will auch der Limburger Bischof nicht bestreiten, „daß es katholische Christen gibt, die bewußt den Kontakt mit der Kirche abgebrochen haben und ihr damit wirklich fernstehen“ (5). Er wendet sich in erster Linie an die „mehr oder weniger Fernstehenden“, d. h. an solche, die sich der Kirche innerlich nicht völlig entfremdet haben; aber deren Situation sieht er äußerst differenziert. Er schreibt nicht etwa im Soziologen-Jargon über „kirchendistanzierte Religiosität“, sondern spricht die verschiedenen Gruppen direkt und persönlich an. Seiner gründlichen Analyse dienen folgende Fragen als Schema: „Wie sehen die einer bestimmten Gruppe Zugehörigen sich selbst?“; „Wie stellen sich aus ihrer Sicht die übrigen Mitglieder der Gemeinde dar?“; und „Wie werden sie selbst von den anderen gesehen?“

² Vgl. „für euch und für alle“. Brief des Bischofs von Limburg zur Fastenzeit 1981 an die Gemeinden des Bistums, besonders an ihre sogenannten Fernstehenden. Verlag des Bischöflichen Ordinariates. Postfach 308. 6250 Limburg a. d. Lahn 1.

³ J. Rennert, *Juden und Heiden in einer Gemeinde*, in: *Ungereimte Prosa. Skizzen, Predigten, Trakte*. Union Verlag Berlin 1977, 137. Aus diesem Buch stammt auch der Titel „Wie weit ist es bis Ephesus?“

Die Überlegungen des Briefes beziehen sich im einzelnen auf folgende Gruppierungen bzw. Situationen:

- 1. Christen mit unterschiedlicher Einstellung zur Gemeinde (engagierte Katholiken; Teilnehmer am Sonntagsgottesdienst, die im übrigen Gemeindeleben eher passiv sind; distanzierte, aber nicht uninteressierte Kirchenmitglieder; traditionsorientierte Katholiken; Christen, die sozial engagiert sind, aber selten am Gottesdienst teilnehmen; neuere selbstverantwortlich engagierte christliche Gruppen).
- 2. Gemeindemitglieder, die in Gefahr sind, benachteilt zu werden (Neuzugezogene; Katholiken anderer Muttersprache; Jugendliche; Arbeitslose; Frauen; Kinder; Behinderte).
- 3. Berufsgruppen, die in Kirche und Gemeinde nur schwer ihren Ort finden (Arbeiter, Akademiker).
- 4. Katholiken, die an ihrer Kirche leiden (Eheleute in konfessionsverschiedener Ehe; wiederverheiratete Geschiedene; Katholiken, die durch Erfahrungen mit der Beichtpraxis verletzt worden sind; engagierte Katholiken, die an kirchlichen Leitungsformen Anstoß nehmen).

Trotz mancherlei Unbehagen, das aus den Beobachtungen folgt, findet der Bischof, wie einstmals Paulus, durchaus noch Grund zum Danken und zur Zuversicht. Auch die Darstellung der gesellschaftlichen Gegebenheiten, die das Christsein und das Leben in einer Gemeinde heute erschweren⁴, ist nüchtern, sachlich und frei von polemischen Vorwürfen. Der Christ „kann die gängigen Ansichten seiner Zeitgenossen nicht unbesen übernehmen. Er lebt daher in Konfliktfeldern . . . Dennoch muß er bezeugen, daß sich in Jesus Gottes Kraft, Weisheit und Menschenfreundlichkeit in einer Weise kundgetan hat, die alle unsere Erwartungen und Vorstellungen übersteigt.“ (66)

Eben dies tut der Bischof, indem er nicht müde wird, auch die sogenannten Fernstehenden einzuladen und die Gemeinden zu ermutigen, Lebensraum für alle Katholiken zu schaffen. Dazu einige Beispiele, die als besonders wohltuend empfunden wurden:

- „Auch wenn andere Christen Ihnen und Ihrer Praxis skeptisch begegnen und Sie sich in Ihrer Gemeinde eher wie ein Fremder fühlen, möchte ich Ihnen sagen: Aus der Sicht des Evangeliums sind Sie nicht Fremdlinge, sondern Mitchristen, d. h. Mitbürger in der von Christus begründeten Gemeinschaft und als solche in ihr beheimatet . . . , und können mit Ihrer Erfahrung, Ihrer Mitarbeit und Kritik helfen, daß die Gemeinde Einsichten und Aufgaben, die in der Sicht des Evangeliums wichtig sind, nicht übersieht und für andere einladender wird.“ (91)

- „Die Erfahrung des Versagens, zumal schwerer Schuld, kann ein tief sitzender Grund dafür werden, sich von der Glaubensgemeinschaft fern zu fühlen und in der Folge auch fernzuhalten . . . Im Licht der von Jesus gerade gegenüber Sündern bezeugten und gelebten Zuwendung darf diese Trauer aber nicht das letzte Wort behalten. Jesus ermutigt zu der Bitte ‚Vergib uns unsere Schuld‘ und vergib dem Schuldig gewordenen.“ (95)
- Einladung an die Jugendlichen: „Nehmen Sie Ihre Möglichkeiten wahr, Ihr Denken und Tun als Mitverantwortliche in die Gemeinde einzubringen. Es hilft niemanden,

⁴ Vgl. dazu auch *Religiös ohne Kirche? Eine Herausforderung für Glaube und Kirche*. Herausgegeben von K. Forster im Auftrag des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Topos Taschenbücher Bd. 66. Mainz 1977.

wenn Jugendliche und Erwachsene übereinander sprechen anstatt miteinander. Beide können voneinander lernen: wir Erwachsene von jungen Menschen und die Jugendlichen von Erwachsenen.“ (108)

– Einladung an Wiederverheiratete: „Ich verstehe, daß oft Ihre menschliche – und wohl mehr noch Ihre kirchliche – Situation nicht leicht ist. Trotzdem bitte ich Sie herzlich darum, Ihre Verbindung zur Kirche . . . nicht aufzugeben ... Im übrigen erhoffe ich mit vielen von Ihnen, mit vielen katholischen Christen und Seelsorgern und mit vielen Mitgliedern der Würzburger Synode, daß auf Dauer kirchliche Normen gefunden werden, die einerseits den Grundsatz der Unauflöslichkeit der Ehe unter Christen nicht aufgeben oder aushöhlen, die andererseits aber die vielfältigen Situationen der Betroffenen differenzierter berücksichtigen. Die römische Bischofssynode hat im Herbst vergangenen Jahres den Wunsch geäußert, daß eine neue und gründlichere Untersuchung – unter Berücksichtigung auch der Praxis der Ostkirchen – angestellt werde mit dem Ziel, daß die Barmherzigkeit umfassender werde. Tun wir inzwischen, was auf dem Weg zu diesem Ziel schon jetzt möglich ist. Tragen wir vor allem dafür Sorge, daß sich in unseren Gemeinden der Geist christlicher Verbundenheit auch in Konfliktfällen bewährt.“ (111f.)

– „Soviel der Gottesdienst für die Gemeinde und den einzelnen Christen bedeutet, ein Fernbleiben entscheidet im Einzelfall noch nicht über die Nähe bzw. Ferne zum Evangelium und ist nicht der einzige und letztentscheidende Maßstab für die Teilnahme am Leben der Kirche.“ (97)

Aus den angeführten und vielen ähnlichen Beispielen wird deutlich, daß der Bischof eine neue Einstellung gegenüber den sogenannten Fernstehenden zu erreichen sucht. Er wünscht sich ein wechselseitiges Geben und Nehmen, ein taktvolles Einladen, das den andern nicht unter Druck setzt. Der Erfolg seines Briefes ist schwerlich zu messen. Ich weiß auch nicht, von welcher Seite die größeren Widerstände zu erwarten sind, ob von den sogenannten Kerngemeinden, die „aufs Ganze gesehen, kein erlesener Kreis besonders heiligmäßiger, begabter und einflußreicher Menschen“ (131) sind, oder von denen, die sich vielleicht mit noch weit größerer Verbitterung vom kirchlichen Leben zurückgezogen haben, als hier vorausgesetzt wurde. Jeder Seelsorger weiß, wie kompliziert die seelischen Prozesse sein können, die zuweilen einer wirklichen Bekehrung im Wege stehen, und wie hilflos und ohnmächtig oft auch derjenige erscheint, der alle Regeln einer partnerorientierten Gesprächsführung beherrscht. Wer aus der Nachfolge Jesu heraus denkt oder schreibt, wird letzten Endes immer zugleich als Friedensstifter und Zeichen des Widerspruchs gesehen.

Gleichwohl bin ich davon überzeugt, daß der Limburger Bischof in seinem letzten Brief eine Sprache gefunden hat, die geeignet und nötig ist, damit in der Ferne verstanden wird, woran wir in der Nähe glauben oder wovon wir zumindest reden. „Es muß nicht sein, daß die Fernen zu uns kommen, der Weg von uns zu ihnen ist um vieles kürzer. Darin besteht unser einziges Vorrecht. Trauen wir den Fernen in unserer unmittelbaren Nähe nicht zuwenig zu, (auch) die Fernen in Ephesus haben den Brief des Paulus bei aller Feierlichkeit, bei aller Kompliziertheit gut verstanden.“⁵

Franz-Josef Steinmetz, Frankfurt

⁵ J. Rennert, a. a. O. 137 f.